

5 Konklusion und Ausblick

Winter 2014. Trist grauer Himmel, aufgeweichter Boden, brauner Matsch statt sattem Gras. Die kalte Jahreszeit hat der Freifläche vor dem EZB-Gebäude die Farben entzogen. Die Türme im Frankfurter Bankenviertel ragen empor wie immer. Occupys Zelte sind längst verschwunden. Geschäftsleute passieren eilig den Weg entlang der Grünanlage. An das Camp erinnert gut anderthalb Jahre nach seiner Räumung nichts mehr. Die Spurensuche unterm Euro-Zeichen fällt dementsprechend dürrig aus. Als wäre nichts gewesen. Eine Handvoll übriggebliebener Aktivisten hat einen ausrangierten Krankenwagen zu einem „Occupy-Mobil“ umgebaut und kurvt damit gelegentlich umher.¹ Die Website www.occupyfrankfurt.de gibt es nicht mehr, ist abgeschaltet. Rund 180 Devotionalien hat man ins Frankfurter Historische Museum gebracht. Dort liegen nun Banner, Transparente und Fotoaufnahmen von Asambleas unterm Euro-Zeichen.² Wars das? Die globale Erhebung in Vitrinen verstaut? Der Protest musealisiert? Ist es das, was von Occupy bleibt? Erinnerungen? Es soll nicht vorgegriffen werden.

Zunächst wird zusammengezogen, über was der Gang der Studie informierte, ein resümierender Überblick über die zentralen Ergebnisse wird gegeben. Anschließend werden darauf aufbauend die aktivistischen Motive zum Protest herausgearbeitet und diskutiert. Erst dann, am Ende der Auseinandersetzung darf gefragt werden, was von der Protestbewegung geblieben sein könnte – jetzt, wo es sie offenbar nicht mehr gibt

Zunächst klargeworden ist, dass Occupy – anders als die Medienberichterstattung vielfach suggeriert hat – keinesfalls aus dem Nichts kam, eine Stunde null, einen Moment des völligen Anfangs nicht erlebte. Occupy wurde nicht über Nacht gemacht, schon gar nicht von Einzelnen. Vielmehr entstand die Protestbe-

1 | Vgl. Denise Peikert, Occupy stellt Krankenwagen auf, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 2.1.2013, online unter: <http://www.faz.net/aktuell/rhein-main/aktionsbuendis-occupy-stellt-krankenwagen-auf-12012768.html> (eingesehen am 4.2.2014).

2 | Vgl. Mario Scala, Occupy geht ins Museum, in: HR Online, 16.5.2013, online unter: http://www.hr-online.de/website/rubriken/kultur/index.jsp?rubrik=5986&key=standard_document_48475617 (eingesehen am 4.2.2014).

wegung aus einem Zusammenspiel von bereits seit längerem miteinander lose verbundenen Bewegungsakteuren mit dem Mittelpunkt in einer sehr international ausgerichteten New Yorker Aktivistenszene. Eine thematische wie bündnisstrukturelle Voraktivierung war hier in lokaler wie globaler Hinsicht gegeben. Eine Vielzahl von Losungen war bereits erprobt. Taktiken und Strategien – inklusive dem Protestcamp auf öffentlichen Plätzen – waren eingeübt, den Initiatoren und Trägern von Occupy Wall Street gut vertraut, bereits bevor die Protestbewegung ab September 2011 in den Fokus der Weltöffentlichkeit geriet. Hier hinein stießen externe Impulse wie die Mobilisierungsanstrengungen des kanadischen Magazins *Adbusters*, das die schon vorhandenen Bewegungsaktivitäten unter dem appellativen Schlagwort Occupy bündelte und darüber hinaus vor allem via seiner (Online)Kommunikationspraxen popularisierte, sodass Occupy Verbreitung fand. Für das Zustandekommen der Protestbewegung waren diese Vorgänge bedeutend, gleichwie keinesfalls initial ursächlich. Erst die Gleichzeitigkeit, das Ineinanderfallen der genannten Akteurshandlungen bei den gegebenen Rahmenbedingungen bereiteten den Protest. Eine Erkenntnis, die auch auf die deutschen Occupy-Initiativen und ihr Zustandekommen übertragen werden darf. Allen Platzbesetzungen und Gruppenbildungen waren Bewegungen in lokalen Szenen, angeschoben von miteinander im Austausch befindlichen Aktivistenkreisen und Netzwerken, durch in Deutschland lebende ausländische Aktivisten sowie verstärkt und vervielfacht durch das Internet, vorangegangen. Zusammen sorgten sie vor allem mit Blick auf die Proteste in Südeuropa für eine erhöhte Aufmerksamkeitsbereitschaft, für eine gewisse Vorspannung, an die ein weltweiter Aktionsaufruf ansetzen konnte. Die globalisierungskritische Organisation *Attac* stellte dafür ihre Organisationserfahrung und -ressourcen zur Verfügung. Aus ihren Reihen stammten vielfach die Anmelder dieser ersten Demonstrationen im Oktober 2011, aus denen sich Occupy-Gruppen manifestierten.

Zwar gaben die Aktivisten an, sich bereits zu Beginn ihres Protestengagements vor allem den spanischen *Indignados* verbunden gefühlt zu haben, die Durchsicht der Selbstbeschreibungen der Occupy-Initiativen zeigte jedoch, dass sich gruppenintern jeweils die (Selbst-)Bezeichnung Occupy durchsetzte. Bereits binnen weniger Wochen organisierten *Camplebens* legten sich die für diese Studie betrachteten Gruppen auf diese namentliche Verortung fest, wie aus den selbst verfassten Selbstbeschreibungen hervorging, und bekundeten damit von sich aus eine nahe Verwandtschaft zur US-amerikanischen Mutterbewegung. Überdies ging aus den Selbstbeschreibungen der Initiativen ein umfassend dargelegter Anspruch auf Repräsentation der Bevölkerung („We are the 99%“) sowie eine als unverrückbar erachtete Festlegung auf ein Prinzip der Offenheit hinsichtlich Struktur, Organisation und Kommunikation hervor. Diese beiden überaus ambitionierten Übereinkünfte – das sehr identitäre Vertretungspostulat auf der einen sowie der Vorsatz des höchsten möglichen Maßes an Horizontalität und Inklusivität und auf der anderen Seite – kollidierten in der Praxis des Protestes an mehreren Stellen, wie die Untersuchung hat deutlich werden lassen. So wur-

den Abgrenzungsunternehmungen der Occupy-Gruppen von Obdachlosen ebenso dokumentiert wie von den Aktivisten gestattete Langzeitaufenthalte eigentlich hilfebedürftiger, kranker, nicht selten gewaltbereiter Menschen im Camp. Die Betreuung und Auseinandersetzungen mit ihnen erschwerten einen organisierten Protest aus den Zeltstädten heraus massiv, blockierten ihn letztlich mit, gleichwie die Occupy-Zeltdörfer vielen Heimatlosen ein Zufluchtsort waren, in dem sie willkommen geheißen wurden. Die sozialen Probleme bekam man indes nie in den Griff.

Die Gründe dafür ließen sich zum einen in dem gewählten Mittel und den ausgesuchten Orten des Protestes finden. Das Dauerzelten in den Innenstädten bedeutete enormen Stress. Die Freiflächen standen Tag und Nacht offen, mussten instand gehalten und vor Randalierern geschützt werden. Mit großem Aufwand musste eine Versorgung mit Nahrung und Trinkwasser aufrecht gehalten werden. Und immer wieder drohten Camps geräumt zu werden. Hinzu kam das Wetter mit Temperaturen von bis zu minus 20 Grad Celsius. Nicht jeder Mensch war physisch wie psychisch in der Lage, im Camp zu leben. Insofern besaßen die untersuchten Partizipationsräume auch ausschließenden Charakter. Dass man um den beträchtlichen Aufwand eines Protestcamps hätte wissen können, zeigte der Blick zurück auf vergangene Protestcamps, die seit vielen Jahrzehnten einen festen Bestandteil bundesrepublikanischer Protestrepertoires darstellen.

Zum anderen waren in der Organisation und den Entscheidungsabläufen, die sich direkt aus dem Politik- und Demokratieverständnis der Aktivisten sowie deren Kollektivprodukten – den formulierten Selbstverständnissen der Occupy-Gruppen – ergaben, Gründe für eine bewegungspolitische Lähmung der Camps angelegt. So wurden Basisdemokratie, Horizontalität und Konsensverfahren zu unverrückbaren, unverzichtbaren und überhöhten Maximen erklärt, an denen auch in der Praxis des Protestes festgehalten werden sollte, spiegelte sich doch in den Augen der Aktivisten das gerechte, gemeinschaftliche, gleiche und freie, ja das wirklich menschliche Miteinander in ihnen – und nur in ihnen – wider. Doch der Anspruch auf Hierarchielosigkeit, der Wille, Egalität über Gruppenstrukturen und -abläufe sicherzustellen, mündete in ausgedehnte, fluide, unübersichtliche Gebilde aus Arbeitsgruppen und Arbeitskreisen, die ihren Zweck letztlich konterkarierten, den eigentlichen Ambitionen der Aktivisten entgegenstanden. Transparenz – ein von den Aktivisten ebenfalls stark positiv konnotierter Begriff – war in den Entscheidungsabläufen schon früh nicht mehr gegeben. In einigen Camps führte dies zu einer Bürokratisierung der Entscheidungs-, Organisations- und Kommunikationswege. Die Prozesse standen im Vordergrund. Die Formulierung von Inhalten, Zielfestlegungen sowie das strategische Bemühen um Kooperationen und Bündnispartner im Protest traten dahinter zurück. Entscheidungen wurden keinesfalls mehr im Konsens getroffen, sondern in kleinen Zirkeln bestehend aus wenigen Aktivisten vorbereitet, herbeigeführt und durchgesetzt – schwer nachvollziehbar, arkan, mitunter hinterrücks. Wiederum Vorgänge, die dem formulierten Ehrgeiz der Führungslosigkeit zuwiderliefen.

Dabei entwickelte sich auch die Asamblea, die Zusammenkunft aller, das Entscheidungsorgan nach spanischem Modell, organisatorisch betrachtet zu einem substanzlosen Gemeinplatz, dessen Fassade lange aufrechterhalten wurde.

Zusammen: Es lagen also externe und interne Faktoren vor, die die Protestbewegung schwächten. Auf die äußeren Umstände hatten die Initiativen keinen Einfluss, mussten sich zu ihnen verhalten, mit ihnen umgehen. Es fiel dabei auf, dass die Aktivisten vonseiten der Stadtverwaltungen statt Unterstützung, wie beispielsweise mit Hilfebedürftigen umzugehen sei, die in den Camps der Innenstädte Fürsorge suchten und ganz überwiegend auch fanden, zuvörderst Räumungsaufforderungen und Auflagen hinsichtlich der Nutzung städtischer Grünanlagen erhielten. Man sei mit den sozialen Problemen allein gelassen worden, sagten etliche Aktivisten und beschrieben damit das verbreitet anzutreffende kommunale Desinteresse am innerstädtischen Zeltprotest weitgehend treffend.

Auf die internen Schwierigkeiten in den Bereichen Organisation, Kommunikation und Entscheidungsfindung indes reagierten die Gruppen nicht, verkannten sie teilweise beziehungsweise schätzten die eigenen Strukturen gering und offenbarten somit Gleichgültigkeit gegenüber der Zielgerichtetheit des eigenen Protest. Die Herstellung einer nachhaltigen inneren Arithmetik von Entscheidungsorten, die Langfristigkeit zu gewährleisten, die gruppeninterne Disparitäten zu balancieren, Meinungen und Strömungen zu bündeln, effizientere Beteiligungsformate zu installieren und gemeinsame Zielvorstellungen im Protest zu formulieren vermag, fand nicht statt. Die kollektiv ritualisierten Maßnahmen stärkten zwar Occupys Identität: „But if our intention is to change the world – not just prefigure an utopian vision with no idea about how to actualize it – then collective rituals must take their place within a larger overarching strategic framework.“³ Dies aber war nicht passiert. Man blieb bei sich und für sich. Viel zu lange, wie Occupyer nach der Räumung ihrer Camps berichteten. Doch die gruppenintern kaum diskutierten Möglichkeiten zum früheren Abbau, zum Verlassen der Zeltdörfer, zur souveränen Aufgabe des anfänglich so öffentlichkeitswirksamen wie auf Dauer überfordernden Demonstrationsmittels – dem offenen Protestcamp auf zentralen Plätzen der Großstädte – zugunsten eines Aufbaus dezentraler Strukturen, waren in den Initiativen zu keiner Zeit mehrheitsfähig. Zu stark war die Identifikation der Aktivisten mit dem besetzten Raum, zu sinnstiftend wirkte das Camping an zentralen Orten der Stadt als Zeichen des Protestes auf die Gruppen, zu überzeugt war man von den Idealen Occupys. Und auch das – trotz aller Probleme –: Zu viel Vergnügen bereitete das (Protest-)Leben in der Gemeinschaft, als dass man es für eine vermeintlich unsichere abweichende Fortsetzung andernorts aufgeben wollte, wobei vor allem der Spaß an der Durchführung gemeinsamer Protestaktionen angeführt wurde. Hier – anlässlich Konferenzen, Aktionstagen und Demonstrationen – kam es auch zu gemeinsamen Mobilisierungsanstrengungen

3 | Jonathan Matthew Smucker, Occupy: A Name Fixed to a Flashpoint, in: The Sociological Quarterly, Jg. 54 (2013), S. 219-225, hier S. 223.

von Occupy-Gruppen mit anderen Initiativen und Bündnissen des sehr heterogenen linken Bewegungsspektrums, die teils Vorbehalte gegenüber Occupy hegten. Dennoch entstand die Bereitschaft, sich unter dem Banner Occupys zeitweise für gemeinsame Protestaktionen zu vereinen, selbst gewerkschaftliche wie kirchliche Gruppierungen mit anzusprechen – so beispielsweise für die Blockupy-Aktionstage 2012 in Frankfurt, bei denen die Occupy-Bewegung Namenspatin stand, sie unter den beteiligten Initiatoren jedoch nur eine – überaus passive – Rolle spielte. Dass friedliche, aber systemkritische Massenveranstaltung dieser Art keinesfalls auf deeskalierende Maßnahmen seitens des Staates zu hoffen brauchen, war eine schmerzhaft Erfahrung, die auch teilnehmende Occupyer teils buchstäblich durchleben mussten und sie – insbesondere die Jüngeren unter ihnen – während des Occupy-Engagements prägte.

Kurz vor Fertigstellung dieser Arbeit schrieb der Verfasser eine E-Mail an eine ehemalige Occupy-Aktivistin und fragte, wie sie heute auf ihr Engagement bei Occupy blicke. Es sei eine „wahnsinnig schöne Zeit“ gewesen mit vielen „tollen“ und „wertvollen Erfahrungen“ schrieb sie im Rückblick, jedoch sei man es „auch insgesamt irgendwie falsch angegangen“, wie sie bedauerte. Doch Protest und seine Organisation werden nie, beziehungsweise nie ausschließlich nach rationalen Kriterien, nach Vernunft, gar Effektivität gestaltet. Tatsächliche und vermeintliche Irrationalitäten, Umständlichkeiten und Irrtümer sind Protestbewegungen immanent, wobei ihre partizipativen Strukturen immer auch eng mit den gesellschaftlichen Vorstellungen und utopischen Annahmen der handelnden Akteure verknüpft sind.⁴ Insofern lassen sich bereits aus ihnen heraus Gesellschaftsentwürfe, Zukunftsideale, Demokratie- und Politikvorstellungen ablesen. Für die vorliegende Studie wurden diese um die Ergebnisse aus Interviews und Gruppendiskussionen erweitert, um auf dieser Basis, Motivationslagen der Befragten offenzulegen, handlungsleitende Gedankengebäude zu erkunden und Protestantriebe zu beschreiben. Schließlich: Es sollte die Frage beantwortet werden, was die Aktivisten zu eben genau dieser Art des Aktivismus bewegte?

Antworten – das zeigten die vorangegangenen Kapitel – liegen in der Entschlüsselung einer argumentativen wie aktionistischen Kernfigur, die sich in beinahe allen hier untersuchten Teilbereichen wiederfinden ließ, die das Politik- und Demokratieverständnis der Befragten prägte, ihre Utopien ebenso speiste wie sie die organisatorische Ausgestaltung ihres Protestes begründete und die Selbstverständniserklärungen der Gruppen nährte. Sie ließen sich allesamt unter diesem einen Topos subsumieren sowie in der aktivistischen Praxis zusammenführen. Die Rede ist von einer überwölbenden Großerzählung: der Suche, Einnahme und Ausgestaltung von Räumen, die im untersuchten Fall Engagement – auch in seiner Form – begründete, verstetigte und beförderte. Unternehmen wir zu

4 | Vgl. Sebastian Haunss, Das Innere sozialer Bewegungen, in: Roland Roth u. Dieter Rucht (Hg.), Jugendkulturen, Politik und Protest. Vom Widerstand zum Kommerz?, Opladen 2000, S. 141-163, hier S. 145.

Beginn die Explikation im Bereich des Politik- und Demokratieverständnisses der Befragten. Als wesentliche Befunde konnten hier herausgearbeitet werden, dass die Occupyer überzeugt davon waren, dass das Politische sich nicht mehr in der Politik widerspiegele. Sie vertraten die Meinung, einem Schauspiel aufzusitzen, bei dem letztlich auch die gewählten Volksvertreter aufgrund raumgreifender lobbyistischer Einflusskreise weitgehend machtlos mitspielten. Ihnen sei ohnehin mehr an der eigenen Statussicherung innerhalb ihrer Strukturen (Partei und Parlament) gelegen, als daran, diesen Status zu beenden. Insgesamt habe die Politik einem Prozess des Verfalls gleich ihre Gestaltungsfreiheit verloren, verfüge nicht mehr über eine Allgemeinverbindlichkeit mit kollektiv bindenden Entscheidungen und spiele sich nicht mehr in einer sichtbaren und zurechenbaren Öffentlichkeit ab. Der politische Raum wurde folglich seiner Kraft beraubt. Vorzufinden sei nur mehr eine unpolitische, entkernte Politik. Die „wahren“, die „eigentlichen“, die „echten“ Entscheidungsräume blieben dabei geheim. An dieser Stelle setzte das aktivistische Großnarrativ von der Schaffung neuer beziehungsweise der Zurückeroberung verlustig gegangener politischer Räume an. Dabei zogen die Befragten eine Linie zwischen staatlicher Politik – Parteien – auf der einen und gesellschaftlicher Gegenpolitik – (Protest)Bewegungen – auf der anderen Seite. Auffällig ablehnend äußerten sie sich gegenüber politischen Machtpositionen, schätzten politischen Pragmatismus gering und werteten außerinstitutionellen Protest auf, wobei ihr Anspruch an das, was es bedeutete, politisch zu sein, hoch war. Man vertrat damit also eine bewusst antipolitische Haltung, die jedoch nicht von Ressentiments getragen wurde – im Gegensatz zu Ansätzen der populistischen Linken und Rechten⁵ –, gleichwie sie sich auszeichnete durch wenig Interesse an der polity-Dimension demokratischer Prozesse. Ein kulturorientiertes Politikverständnis überwog. Was der ungarische Romancier György Konrád 1984 freilich vor denkbar anderem politischen Hintergrund – dem Kalten Krieg – über Antipolitik schreibt, lässt sich *cum grano salis* auch auf die Haltung der Occupy-Aktivist*innen übertragen. Konrád sah eine „Gegenmacht, die nicht an die Macht kommen kann und das auch nicht will“, weil sie „auch so schon Macht, nämlich aufgrund ihres moralisch-kulturellen Gewichts“⁶ besitze.

Von dieser Kraft überzeugt stießen die Aktivist*innen in „öffentliche Erfahrungsräume“, wie Oskar Negt sie nennt, in „kollektive Erlebniszeiten“, die auch für sie – und das zutiefst überzeugt – „unverkäufliche Güter der Demokratie“⁷ darstellten. In diese Räume zu gehen und für sie offen einzutreten, sei derzeit notwendig wie nie, denn die Beschaffenheit der Demokratie und ihre strukturelle Ausgestaltung erachteten die Befragten für mangelhafter, verengter, intransparenter denn je. Hierfür führten sie vor allem einen Rückbau von Bürgerrechten sowie

5 | Dazu vgl. Karin Priester, *Rechter und linker Populismus. Annäherung an ein Chamäleon*, Frankfurt a. M. 2012.

6 | György Konrád, *Antipolitik*, Frankfurt a. M. 1984, S. 212 f.

7 | Oskar Negt, *Der politische Mensch*, Göttingen 2010.

eine Nicht-Repräsentanz des Souveräns, des Volkes, an. Ausgestattet mit einem hohen Anspruch an das Demokratische, dessen stark positiver Konnotation und einem überaus identitären Demokratieideal, das, einem Versprechen gleich, als demokratischer Vortrieb wirkte, wurde der eigene Einspruch formuliert; Demokratie als Dauerprojekt betrachtet, das allezeit als bruchstückhaft, fragmentarisch, stets unvollendet anzusehen sei. Diese Kluft, diesen Raum bestmöglich mit „echter“ Demokratie aufzufüllen, war das Streben der Occupyer. Daraus resultierte eine Bewegungskraft, die wiederum motivierte. Und der demokratische Impetus, der vor allem mit der Betonung von Werten wie Gleichheit, Gerechtigkeit und Freiheit einherging, wurde von den Aktivisten konsequenterweise zur Lebensform erhoben, schätzte man doch die Wahrscheinlichkeit, das eigene, überaus diffus ausbuchstabierte demokratische Ideal einer „echten“ Demokratie zu erreichen, damit gewissermaßen eine Vollkommenheit herbeizuführen ob der Widerstandsfähigkeit und Wandelbarkeit der Gegner als gering ein. Der eigene Vortrieb war aufgrund dieser Konstellation auf Dauer gestellt, denn einzig das (nicht mögliche) Erreichen der eigenen (unklaren) Zielvorstellungen würde die Dynamik bremsen und letztlich einer Überflüssigkeit des eigenen Tuns gleichkommen. Einmal erkannt, gebe es kein Zurück mehr. Wer – wie die Occupy-Aktivisten – diese positive Bewegungskraft gespürt, erlebt und verinnerlicht habe, sähe sich von nun an in permanenter Bewegung, Räume einzunehmen, zu besetzen und zu re-demokratisieren. Eine irreversibel lebensverändernde Erfahrung, wie die Befragten begeistert berichteten. Der exakten Form des Engagements falle dabei eine untergeordnete Bedeutung zu – Engagement als Imperativ. Insofern handelte es sich – natürlich – um Phasen höchster Politisierung, die die Aktivisten in den Camps erlebten, die wiederum fähig sein dürfte, neue Engagements mit zubegründen.

Mit der Erfahrung, diesen Entwicklungsprozess unumkehrbar eingeschlagen oder durchlaufen, diese Standpunktveränderung vorgenommen zu haben, blickten die Aktivisten anders – der eigenen Wahrnehmung nach kritischer – als die Mehrheitsbevölkerung auf sämtliche politische Vorgänge – hinterfragend, reflektierend, zweifelnd voranschreitend. Auf alle Lebensbereiche wirkte sich der Wandel aus, den Teile der Befragten bereits vor, Teile der Befragten aber erst mit ihren Occupy-Engagements erfahren hatten. Für sie sei mit ihrem Engagement die Herausbildung eines kritischen Bewusstseins einhergegangen, wobei zwischenmenschlich und gruppenintern die steten Erinnerungen, ja Mementos, „die Dinge kritisch zu sehen“, „noch einmal kritisch zu hinterfragen“ und ihnen „kritisch zu begegnen“ auch als eine Pflicht zur Kritik empfunden wurde. Kritik um ihrer selbst Willen, bei der sich vereinzelt Aktivisten in ihren Rollen als Dauermahner gefielen. Dies schlug sich vor allem im Umgang mit Informationen im Allgemeinen und medialen Nachrichten im Besonderen nieder, die auf ihre Vertrauenswürdigkeit, ihre Glaubhaftigkeit, ihre Echtheit ebenso zu prüfen seien wie auf die verschiedenen Interessenshintergründe der Absender der Informationen. Man war und wurde darüber zunehmend misstrauischer. Und doch waren die

Erlebnisse, aus denen sie den Eindruck erhielten, etwas durchschaut zu haben, sich nicht – anders als die unaufgeklärte Mehrheitsgesellschaft – mit Oberflächlichkeiten abpeisen zu lassen, sinnstiftend, wirkten bestärkend, anspornend, nährten allerdings neues Misstrauen, indem sie die Einstellung verstärkten, weiterhin kritisch zu bleiben beziehungsweise noch kritischer zu werden. Wiederum war diese Haltung, die bei einigen Aktivisten mitunter zur Pose verkam, nötig, weil auch der mediale Raum als verengt, in sich abgeschlossen und dringend erweiterungsbedürftig betrachtet wurde. Daher kamen in den Gruppen der Weitergabe und Verbreitung von „kritischen“ Informationen vor allem mittels der sozialen Medien, aber auch über die eigenen inhaltsorientierten Stellungnahmen gegenüber Journalisten eine besondere Bedeutung zu, wobei in den systemimmanenten Zuspitzungen und Personalisierungen der Medien Verflachungen, Verfälschungen und Boshafigkeiten gesehen wurde, insofern insbesondere der Typus des Boulevardjournalisten zur persona non grata in den Camps erklärt wurde. Analog zu den Auseinandersetzungen mit dem Staat in Form von Kontroversen mit der Polizei im Rahmen von Demonstrationsveranstaltungen begriff man auch hier die Erfahrungen von Gegensätzlichkeiten und die eigene Abgrenzung in Reaktion darauf als Bestätigung dafür, auf der richtigen Seite zu stehen. Dieser Antrieb, der stark aus der Markierung der Andersartigkeit herrührt, steht im Kontrast zu den erklärten Selbstverständnissen der Gruppen. Denn wo das Prinzip der Offenheit als Denkrichtung nach durchgreifender Egalität und größtmöglicher Inklusion strebt, generiert sich ein bedeutendes Motivationsmoment der Vertreter jenes Prinzips ausgerechnet aus ihren Umkehrungen heraus – der Unterscheidung, der Differenzierung, der Abgrenzung, der Exklusion.

Darüber hinaus spiegelte sich in der Befürwortung, Verteidigung und Rechtfertigung des Prinzips der Offenheit ebenfalls die Suche nach einer Erweiterung und das Bemühen um den Erhalt von Räumen wider. Da sämtliche Aushandlungskonventionen zu hinterfragen seien, sie aus der Sicht der Aktivisten in längst überkommenen Bahnen verliefen und stets in vorgefertigten, limitierten Denkraumen verblieben, die angesichts der gegenwärtigen Problemlagen als viel zu eingeschränkt erachtet wurden, musste jede begrenzende Vorfestlegung vermieden werden. Denn die Entscheidung für den Ablauf eines Vorgangs hätte immer auch die Absage an eine Vielzahl anderer möglicher Varianten bedeutet und somit Raum genommen. Die Festlegung auf eine konkrete Forderung hätte der Fixierung gleich eines ganzen Kataloges entsprochen, der gegenteilige beziehungsweise alternative Vorschläge enthielte, was wiederum Raum genommen hätte. Das Vage, Fluide, Unfertige wurde darüber zum Prinzip erhoben. Die Meinung eines jeden zählte gleich viel, auch aus der Sorge heraus, einige wenige könnten Präjudize schaffen. Erst müssten Räume entstehen, in denen überhaupt Neues erdacht werden könne, hieß es, daher auch Verzicht und Zurückhaltung bei der Formulierung politischer Forderungen.

Das Prinzip der Offenheit entstand folglich auch aus den von den Aktivisten empfundenen Begrenztheiten der Politik und sollte ihren Gegenentwurf

markieren, doch offenbarte es dabei apolitischen Charakter, wie die vorliegende Arbeit zeigte. Sein Postulat der umfassenden Sichtbarkeit und Einsichtbarkeit, sein Garantieverprechen auf gleichberechtigte Teilhabe aller und seine Zusage immerwährender konsensualer Entscheidungsfindungsabläufe lähmte die eigene Politikgestaltung, erschwerte Aushandlungsvorgänge und verzichtete grundsätzlich auf Verbindlichkeiten und Verantwortlichkeiten. Die Camps – mit ihrer öffentlichen Beanspruchung des Raumes durch Dauerbesetzung stellten sie ebenfalls eine unmittelbare Ausdrucksform dieses Politikverständnisses sowie ein zum Objekt gewordenes Exempel des Prinzips der Offenheit dar – gerieten zu Lokationen, an denen sich soziale Problemlagen aufschichteten. In den innerstädtischen Aufbauten Occupys waren sie dann zu beobachten – Gewalt, Drogen, krudes Gedankengut, Armut, Verzweiflung und Verirrungen. Diejenigen, die sich mit den damit verbundenen Schwierigkeiten befassten, die Occupyer in den Camps, waren von den Mühen und Anstrengungen gezeichnet, über die Zeitspanne wurde auch ihre Kraft zum Engagement unterminiert. Doch ihre starke Verbundenheit zum Camp, zur Idee der Bewegung, zum „Projekt Occupy“, um es in ihren Worten zu sagen, blieb. Quell dieses anhaltenden, Engagement begründenden Gemeinsinns waren auch die „warmen“ Werte, mit denen Occupy vonseiten der Aktivisten ausgefüllt wurde und die mit der Praxis des Protestraumes fest verwoben wurden. Zu nennen sind hier vor allem Zusammengehörigkeit und Solidarität, Menschlichkeit und Anteilnahme sowie Respekt und Zuneigung. Eine Aufkündigung dieser Innigkeit aufgrund strategisch-nutzenorientierter Erwägungen wäre in den Augen der Aktivisten gleichbedeutend mit einer Absage an die eigene Protestbewegung, die eben mehr zu sein versprach als eine Ein-Punkt-Initiative, einen umfassenderen, ganzheitlichen, gesellschaftsverändernden Anspruch zu besitzen vorgab. Mit Organisation, Selbstverständnis und Ausdruck des Protestes war dieses Werteset fest verbunden, sodass eine Abkehr in einzelnen Teilbereichen des Protestes für manche Aktivisten bereits einem Verrat an Occupy entsprochen hätte, zumindest kollektiv geteilten Überzeugungen zuwidergelaufen wäre. Auffällig, dass an diesen Stellen Kommentatoren mit eigener ausgeprägter Bewegungsvergangenheit ansetzten wie beispielsweise der US-Soziologe Todd Gitlin, der auf der einen Seite mit Blick auf die Occupy-Initiativen der Vereinigten Staaten bemängelte: „Values without actions to suit are recipes without ingredients.“⁸ Sie aber auf anderen Seite dabei kaum eigene Erklärungsversuche unternommen haben, das Phänomen dieser starken Werteorientierung im Protest zu erörtern. „Ich habe festgestellt, dass 20-jährige Aktivisten Liebe heute viel eher als Teil ihrer politischen Haltung verstehen als vorherige Generationen“⁹, sagte der US-Literaturwissenschaftler Michael Hardt in einem Interview

8 | Todd Gitlin, *Postoccupy. On the Significance of Occupy Wall Street*, in: *The Sociological Quarterly* 54 (2013) S. 159–228, hier S. 228.

9 | Nils Markwardt, „Occupy war ein Erfolg“, in: *Der Freitag*, 25.3.2013, online unter: <http://www.freitag.de/autoren/der-freitag/occupy-war-ein-erfolg> (eingesehen am 2.4.2013).

und wies damit auf einen Aspekt, der auch in der vorliegenden Arbeit festgestellt werden konnte – Liebe als tragender Topos von politischem Engagement.

Hier sind aus den erarbeiteten Ergebnissen heraus zwei Erklärungsansätze denkbar. Zum einen könnte sich der Topos mit zunehmender Dauer der Besetzungszeit entwickelt, ausgeprägt und etabliert haben. In den Camps, die öffentliche Räume okkupierten und umdeuteten, sollten „echte“ Gemeinschaften in einem noch gänzlich unstrukturierten, herrschaftsfreien Raum gebildet werden. Urbane Mikrokosmen einer „guten“ Gesellschaft sollten so entstehen, getragen von den Werten Occupys, wie Aktivisten berichteten. Aus der Schaffung dieser Kleinstgemeinschaft innerhalb eines Schutzraumes, so das implizite Ziel, könne aus ihnen heraus ein gesamtgesellschaftlicher Wandel in Gang gesetzt werden, sich gar die Werdung einer gänzlich neuen, besseren, guten Gesellschaft vollziehen. Der hohe utopische Gehalt dieser Idee im Verbund mit der romantischen Intensität des Besetzerlebens, das unter anderem Abende an Feuertonnen und nächtliche Gitarrenmusik umfasst, könnten in die Überbetonung geführt haben.

Zum anderen könnten kollektiv geteilte Unsicherheiten diesen Topos nähren. Der US-amerikanische Philosoph und Autor Eric Hoffer verweist darauf, diese bei engagierten „Nichtangepassten“ auszumachen, wie er schreibt. Ihren Rückzug in Refugien deutet er folglich als Fluchtbewegung aufgrund fehlender Selbstsicherheit. Er schreibt: „Nichtangepasste leben und atmen in einer Atomsphäre leidenschaftlichen Gespanntseins. Zwischen Mangel an Selbstvertrauen und gefühlsbetonter Einstellung besteht ein enger Zusammenhang; leidenschaftliche Intensität kann [...] sehr wohl eine Art Ersatzempfindung für Selbstvertrauen sein.“¹⁰

Diesen beiden Hypothesen kann im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht weiter nachgegangen werden. Dem Gesellschaftsideal indes, das hinter diesem aktivistischen Topos steht, soll, ja muss diskutiert werden, da es auf ein defizitäres Ordnungsverständnis von Gemeinschaft und Gesellschaft hindeutet. Denn das von den Aktivisten angestrebte Leitbild der universellen Liebe, die in der Lage ist, Menschen einzunehmen, sie zu erfüllen, sie zu berühren und zu bewegen, andere gleichermaßen zu bewegen, um dadurch überspannende, sich selbst erweiternde Einheiten zu kreieren, verfehlt nicht nur sein eigentliches Ziel – eine gerechtere, bessere Welt für alle –, es erreicht sogar das Gegenteil von dem, was es intendiert, denn es verstößt gegen menschliche Grundbedürfnisse. Es nimmt Menschen den Raum, – vor allem in Auseinandersetzung mit anderen – sich selbst zu erfahren. Es nimmt den Menschen die Möglichkeit, Haltungen, Sichtweisen und Überzeugen – wiederum: entlang jeweils konträrer Einstellungen – zu prüfen, zu vergleichen, abzuändern oder auch abzulegen. Es entzieht den Menschen jedweden Abstand, über den sie ihr Selbst mit all seinen Fähigkeiten entdecken können. Helmuth Plessner formuliert es in seinen „Grenzen der Gemeinschaft“ von 1924 wie folgt: „Wäre auch nur einen Augenblick das urchristliche Ideal, der eksta-

10 | Eric Hoffer, Die drastische Veränderung, in: ders., Die Angst vor dem Neuen. Freiheit als Herausforderung und Aufgabe, Reinbek 1968, S. 7-10, hier S. 7.

tische Gefühlskommunismus allverbindender Liebe zwischen allen Menschen verwirklicht, so hätte die Menschheit den äußersten Gegenpol dessen erreicht, was sie wollte. Ohne Öffentlichkeitshintergrund, gegen den sie sich absetzt, gibt es keine abgeschlossene Gemeinschaft. Licht braucht Finsternis, um zu sein.“¹¹

Das von Occupy-Aktivist*innen idealisierte Bild einer Gemeinschaft, das sie auf die Gesellschaft zu übertragen suchten, orientiert sich daher im Kern nicht an der Erprobung eines neuen zukunftsweisenden Miteinanders, ist nicht progressiv, sondern reaktionär. Der Soziologe Albert O. Hirschman schreibt: „Gemeinsinn wird als *Deus ex machina* heraufbeschworen. Was wirklich erforderlich ist, um bei neuen Problemen Fortschritte zu machen, ist politischer Unternehmmergeist, Imagination, Geduld hier, Ungeduld dort und viele andere Varianten von *virtù* und *fortuna*. Ich sehe wenig Sinn und einige Gefahr darin, all dies durch einen Appell an ‚Gemeinsinn‘ in einen Topf zu werfen.“¹²

Hinzu kommt, dass der Ruf nach gemeinschaftlicher Verbundenheit im Gesellschaftsverständnis der Aktivist*innen begleitet wird von Ovationen an eine neue Netzwerkkultur, von einer Idealisierung konfliktfreier Partizipation sowie einer Naivität gegenüber der Durchdringung eines umfassenden Transparenz-Gebotes. So ist die Macht der Vielen keineswegs *per se* dazu in der Lage, reine, echte Informationen zu generieren, ist anfällig für Manipulationen und Einflussnahmen von außen und vermag es nicht, vorhandene Denkschemata zu überwinden. Vielmehr verharret sie im Status Quo, reproduziert sich, ihr Wissen, ihre Überzeugungen und ihre Handlungsvorschläge aus sich selbst heraus – stets als Variationen des bereits Vorhandenen. Zudem unterliegen die Netzwerke der Ökonomie der Aufmerksamkeit, sind gefangen in ihr, was letztlich zu einer Rastlosigkeit und zu einem Zwang des Miteinander-Agieren-Müssens um ihrer selbst Willen führt. Auch die Wunschvorstellung einer konsensorientierten Partizipationsgesellschaft führt nicht zu einem besseren Gemeinwesen, sondern vertieft gesellschaftliche Spaltungen, privilegiert ressourcenstarke Teilgruppen der Gesellschaft, ist anfällig für Meinungen und kurzfristige Stimmungen sowie für lobbyistische Kampagnenführung. Die ihr zugrunde liegende „irritierende Romantik“¹³, die im Übrigen anscheinend in fast alle politischen Spektren vorgerückt ist, kommt meist mit ganz konkreten Handlungsanweisungen über die korrekte Art der Partizipation daher, bestimmt damit eine Anleitung zur richtigen Teilhabe und gibt somit die Regeln der Beteiligung vor, denen man sich als Partizipant zu unterwerfen habe. Markus Miessen verweist auf die Ironie, dass ausgerechnet das Konstrukt der Partizipationsgesellschaft eine „Reduzierung der Interaktion“¹⁴ zufolge hat und darüber zu einem in Passivität erstarrten Gesellschaftsmodell verkommt. Er

11 | Helmuth Plessner, *Grenzen der Gemeinschaft. Eine Kritik des sozialen Radikalismus*, Frankfurt a. M. 2001, S. 56.

12 | Albert O. Hirschman, *Selbstbefragung und Erkenntnis*, München 1996, S. 258.

13 | Markus Miessen, *Albtraum Partizipation*, Berlin 2012, S. 40.

14 | Ebd., S. 71.

führt aus: „Konsens im inneren Kern des Staates bringt uns in eine Situation, in der alles pragmatisch abgewickelt wird. [...] Wo der Konsens herrscht, gibt es kein Denken und keine Kritik.“¹⁵ Mit Blick auf die Gesellschaft sollte man sich einig sein, wie es die Politikwissenschaftlerin Chantal Mouffe formuliert, dass man sich nicht einig ist, und lernen, damit umzugehen: „Die Anerkennung der Untilgbarkeit der Konfliktdimension im gesellschaftlichen Leben“ ist für sie „die notwendige Voraussetzung“, um „die Herausforderungen demokratischer Politik in den Griff zu bekommen.“¹⁶ Die Forderung nach allzeit transparenten Entscheidungs- und Handlungsräumen wirkt dabei zusätzlich desintegrativ auf eine vielfach fragmentierte Gesellschaft mit ihren multiplen Bedürfnis- und Problemlagen. Sie lässt sich daher vor allem als Beleg eines gestiegenen Argwohns und einer zunehmenden Skepsis gegenüber sämtlichen Aushandlungsverfahren und den daran beteiligten Akteuren lesen und verstehen. Der Philosoph und Kulturwissenschaftler Byung-Chul Han notiert in seinem Essay zum Thema: „Die Forderung nach Transparenz wird gerade dann laut, wenn es kein Vertrauen mehr gibt. In einer auf Vertrauen beruhenden Gesellschaft entsteht keine penetrante Forderung nach Transparenz. Die Transparenzgesellschaft ist eine Gesellschaft des Misstrauens und des Verdachts, die aufgrund schwindenden Vertrauens auf Kontrolle setzt.“¹⁷ In diesem Klima werden Entscheidungen umgangen, Vertrauen kann kaum entstehen, da Bindungen nicht eingegangen werden. Die losen Meinungen und wechselhaften Stimmungsbilder – frei jeden systemverändernden Anspruches – blieben letztlich folgenlos.¹⁸ Bemerkenswert, in welch großem Gegensatz das Streben nach Transparenz zu dem von Occupyern artikulierten Wertehorizont der eigenen Protestbewegung steht. Denn Transparenz widerspricht allen gefühlsbetonten „warmen“ Wertevorstellungen wie Liebe, Zuneigung, Herzlichkeit und Milde, die nicht nur auf Vertrauen basieren, sondern auch Irrationalitäten zulassen, das Unerklärbare akzeptieren, Fehler und Fehltritte ermöglichen, erlauben und bedingungslos verzeihen. Die Transparenzgesellschaft steht dem diametral entgegen. Ihr liegt das Berechenbare, das Prüf- und Zählbare, das Quantitative, das Rationale zugrunde, an das sich jeweils – vermeintlichen Logiken folgend – Konsequenzen anzuschließen haben. Ihr fehle die „Zartheit“, die nichts anderes bedeutet als die des Respekts vor der nicht vollständig zu eliminierenden Andersheit“¹⁹, schreibt Han und macht deutlich: „Es gibt keine Erotik der Transparenz.“²⁰ Daher: Vom Ruf nach vollkommener Transparenz, der

15 | Markus Miessen, *Albtraum Partizipation*, Berlin 2012, S. 71.

16 | Alle Zitate hier von: Chantal Mouffe, *Über das Politische. Wider die kosmopolitische Illusion*, Frankfurt a. M. 2007, S. 10 f.

17 | Byung-Chul Han, *Transparenzgesellschaft*, Berlin 2012, S. 79.

18 | Vgl. ebd., S. 15.

19 | Ebd., S. 9.

20 | Ebd., S. 43.

häufig begleitet wird durch eine eigentümliche Sehnsucht nach Authentizität, geht auch etwas Autoritäres aus.²¹

All diese Punkte einer Netzwerk-, Partizipations- und Transparenzgesellschaft fielen in den Gesellschaftsidealen Occupys und ihrer Träger ineinander. Ihre Vorstellungen und Ansätze standen insgesamt einer pluralistischen modernen Gesellschaftsauffassung fern und dennoch lag in diesen ritualisierten, mit hoher Ausdruckskraft und Symbolhaftigkeit ausgestatteten, gefühlsbetonten Appellen nach Vergemeinschaftung ein Motiv zum Engagement begründet. Sie gaben einen utopischen Horizont vor und skizzierten die Hoffnung auf einen besseren Morgen, den praktisch vorzuleben das gegenwärtige Ziel, den auf die Gesamtgesellschaft zu erweitern, einen erlösenden Endpunkt zu bilden versprach. Aus diesem Streben entstand Antriebskraft. Überaus lakonisch beschreibt der Essayist und Aphoristiker Anselm Vogt einen Kern gefühlsbetonter Antriebsmomente dieser Art: „Der Romantiker erreichte sein Ziel, denn er kam nie an.“²²

Über Occupy setzten – wie die Arbeit an mehreren Stellen zeigte – schon früh Diskussion ein. Wie die Protestbewegung zu deuten sei, was sie über unsere Gesellschaft aussage, inwiefern sie sich von anderen, vergangenen Protestaktivitäten unterscheide, so lauteten nur einige Fragen unter anderen, die im öffentlichen Diskurs debattiert wurden. Übergeordnet handelte es sich um die Fragestellung: Ist Occupy „movement or moment“?²³ In den wenigen wissenschaftlichen Annäherungen an diese Frage spricht kaum etwas dafür, dass es sich bei Occupy um den Beginn einer überdauernden Bewegung handeln könnte. So deutete Simon Tormey Occupy lediglich als „eine Geste“ auf dem Weg hin zu einem post-repräsentativen System, bei der unklar sei, ob sich aus ihr mehr entwickeln werde. Er gelangt zu dem Schluss: „What is perhaps novel is the globality, the speed, and resonant effects of such a gesture.“²⁴ Craig Calhoun hält resümierend fest: „OWS was less an organizational effort – a movement – than a dramatic performance.“²⁵ Aus dem deutschsprachigen Raum ziehen Franz Walter und Stine Marg ein überaus kritisches Fazit über die Aktivitäten der Occupy-Gruppen: „Doch dort simuliert

21 | Vgl. dazu auch Thomas Schmid, *Statt einer bürgerlichen Utopie. Eine Absage an die Transparenzgesellschaft*, in: INDES. Zeitschrift für Politik und Gesellschaft, Jg. 2 (2012) H. 2, S. 63-69.

22 | Anselm Vogt, *Leitkultur? Kultur Light! Aphoristisches Wörterbuch zur Kulturkritik*, Bochum 2007, S. 81.

23 | Beispielhaft dafür sei hier eine Diskussionsrunde des John-F-Kennedy-Forums an der Harvard University vom 13.10.2011 erwähnt. Das Panel ist online verfügbar unter: <http://forum.iop.harvard.edu/content/we-are-99-frustration-occupation> (eingesehen am 23.2.2014).

24 | Simon Tormey, *Occupy Wall Street: From Representation to Post-Representation*, in: *Journal of Critical Globalisation Studies*, (2012) H. 5, S. 132-137, hier S. 136.

25 | Craig Calhoun, *Occupy Wall Street in Perspective*, in: *The British Journal of Sociology*, Jg. 64 (2013) H. 1, S. 26-38, hier S. 37.

man derzeit lediglich Gegen-Macht, spielt ein bisschen wahre Demokratie. Um es zweifellos sehr pessimistisch zu sagen: intellektuell, organisatorisch, personell sind all diese Bewegungen auf den Ausgangspunkt dezidiert antikapitalistischer Strömungen irgendwo und irgendwann in den 1840er Jahren zurückgeworfen [...] – all das ist konzeptionell unklar und diffus wie die Gesellschaftsmodelle in den Schriften des Frühsozialismus zu Beginn der bürgerlichen Gesellschaft.²⁶

Eine Geste? Eine dramatische Aufführung? Lediglich eine Simulation von Gegenmacht? Was könnte von Occupy bleiben? Für Peter Mörtenböck und Helge Mooshammer gilt bereits die Frage „nach abgeschlossenen Ergebnissen“ von Occupy als „Ausdruck einer selbstbezüglichen Ignoranz“²⁷. Die Antwort, so die Autoren, liege gerade darin, nicht auf kurzfristigen Output fixiert zu sein, doch damit sollte das Nachdenken über Occupy nicht enden. Als Resultat der vorliegenden Studie sind vor allem drei Teilbereiche deutlich geworden, die, allesamt auf eine wissenschaftliche Prüfung wartend, auf Folgen und Verstetigungen der Protestbewegung zielen und hier als Forschungsdesiderate formuliert werden können.

Es handelt sich dabei – erstens – um die weitere wissenschaftliche Begleitung einer hoch politisierten Aktivistengruppe. Die Arbeit hat gezeigt, wie sehr die Befragten ihr eigenes Engagement mit Occupy verknüpften, sich mit Occupy identifizierten, ihr Engagement aber nicht allein mit dieser Protestbewegung dauerhaft verbunden sahen. Vielmehr begriff man sich – insbesondere die jüngeren Aktivisten – unumkehrbar aktiviert. In welchen Zusammenhängen sich dieses Engagement nun fortsetzt, welche Veränderungen sich mit zunehmendem Lebensalter und vergrößerten Erfahrungsdepots ergeben und welch Einstellungswandel die Aktivisten durchleben, wären interessante Forschungsfragen für an diese Arbeit anknüpfende Studien. Sie würden einen interessanten Beitrag zur Sozialisations-, Einstellungs- und Partizipationsforschung leisten.

Eine zweite Forschungsperspektive, die in Ergänzung zur vorliegenden Arbeit überaus lohnenswert erscheint, blickt auf mediale Diskurse, die Occupy umgaben und begleiteten. Es steht die Annahme zu Prüfung aus, dass Occupy qua ihrer Präsenz für nachhaltige thematische Verschiebungen im öffentlichen Diskurs gesorgt haben könnte und somit der „Erfolg“ an eben diesen im Sinne des Selbstverständnisses der Protestbewegung veränderten Debattenlagen bemessen werden könnte.²⁸ Diskursanalysen, die sich zum Ziel setzen, dieser Frage nachzu-

26 | Franz Walter u. Stine Marg, *Von der Emanzipation zur Meritokratie. Betrachtungen zur 150-jährigen Geschichte von Arbeiterbewegung, Linksintellektuellen und sozialer Demokratie*, Göttingen 2013, S. 124.

27 | Peter Mörtenböck u. Helge Mooshammer, *Occupy. Räume des Protests*, Bielefeld 2012, S. 159.

28 | Davon gehen auch US-amerikanische Forscher mit Blick auf ihr Land aus. Vgl. Lauren Langman, *Occupy: A New New Social Movement*, in: *Current Sociology*, Jg. 61 (2013) H. 4, S. 510-524, hier S. 521.

gehen, könnten vielversprechende Ergebnisse zutage fördern und den Stand der Bewegungsforschung hinsichtlich der (langfristigen) Öffentlichkeitseffekte von Protestaktivitäten erweitern.

Dem Protestjahr 2011 wird höchste historische Bedeutung zugeschrieben, sogar mit den politischen Ereignissen des Jahres 1989 in Verbindung gebracht.²⁹ Paul Mason greift für seine Bezugnahme ein weiteres Jahrhundert zurück und schreibt von einem „1848 Redux“³⁰ angesichts der globalen Proteste der Jahre 2011 ff., zu denen er neben der sogenannten Arabischen Rebellion ausdrücklich die Occupy-Bewegung zählt. In den Protesten jener Jahre wird also ein revolutionäres Moment vermutet. Doch die Parallelen sind schwierig. Hier wäre – drittens – eine ländervergleichende Perspektive aufschlussreich. Lassen sich beispielsweise in den Strukturen, den Akteurskonstellationen und der Organisation der Proteste sowie an den Einstellungen und Antrieben ihrer Träger übereinstimmende Merkmale finden und vor allem lassen sich Lerneffekte, globale Kontinuitäten und Hinweise auf die Weitergabe und Fortschreibung globaler Protestinhalte – auch nach dem Protestjahr 2011 – finden, die auf das Bestehen weltweiter Netzwerke zurückgeführt werden können? Auch wenn in Deutschland der Protest gedämpft ausfällt, anscheinend ein „Warten und Hoffen“³¹ in der Bevölkerung überwiegt, muss das nicht so bleiben. Noch ist die Jugendarbeitslosigkeit gering und die Mitte ist – noch – relativ wohlhabend.³² Doch die vielschichtigen, sich gleichzeitig überlagernden Problemfelder, zu denen beispielsweise der Klimawandel, die Verknappung endlicher Natur-Ressourcen, die Zunahme von armutsbedingten Migrationsbewegungen sowie die Verschärfung von Wirtschafts- und Finanzkrisen zählen müssen – Probleme, die allesamt globalen Charakter besitzen –, könnten jeweils für sich, aber auch im Verbund neue Proteste mit weltweiter Stoßrichtung in Gang setzen. Könnte Occupy dafür bereits mögliche Anknüpfungspunkte hinterlassen haben? Wir wissen es nicht. Auch könnten angesichts der sich überlagernden Problemfelder Parolen einer bewegungsförmigen Rechten Boden gewinnen. Jedenfalls: Die Erkundung dessen, was von Occupy bleibt, hat gerade erst begonnen. Das Wissen darüber, was Occupy war, hat dieses Buch hoffentlich ein Stück vorangebracht.

29 | Vgl. Donatella della Porta, *Mobilizing for Democracy. Comparing 1989 and 2011*, Oxford 2014 (im Erscheinen).

30 | Paul Mason, *Why It's Still Kicking Off Everywhere. The New Global Revolutions*, London 2013, S. 171 ff.

31 | Vgl. Steffen Vogel, *Europas Revolution von oben. Sparpolitik und Demokratieabbau in der Eurokrise*, Hamburg 2013, S. 116.

32 | Vgl. Franz Walter u. Stine Marg, *Von der Emanzipation zur Meritokratie. Betrachtungen zur 150-jährigen Geschichte von Arbeiterbewegung, Linksintellektuellen und sozialer Demokratie*, Göttingen 2013, S. 121.

